

JENNIFER ALICE JAGER

# WIND BORN

ERBIN VON  
ASCHE UND STURM

Arena

Jennifer Alice Jager  
Windborn  
Erbin von Asche und Sturm

JENNIFER ALICE JAGER

WIND  
BORN

ERBIN VON  
ASCHE UND STURM

Arena

Über dieses Buch:

Als die Skar kamen, nahmen sie den Menschen alles. Seither ist die Erde von Sand bedeckt und Wasser schwer zu finden. Ashara, Wolkenstürmerin und somit Gebieterin über den Wind, kämpft jeden Tag ums Überleben. Auf der Flucht vor den Skar, die es auf Elementwandler wie sie abgesehen haben, läuft Ashara dem unnahbaren Kiyam in die Arme. Trotz anfänglichen Misstrauens kommen sich die beiden näher und Ashara erkennt, dass Kiyam der Retter der Menschheit sein könnte. Denn die Tyrannen haben einen Fehler begangen. Einen Fehler, durch den sie sich ihren größten Feind selbst schufen. Als Kiyam in die Fänge der Skar gerät, muss Ashara handeln. Ist sie bereit, die zerstörerische Kraft des Sturms in sich zu entfesseln, um Kiyam zu befreien und die Skar zu besiegen?

1. Auflage 2019

© 2019 Arena Verlag GmbH, Würzburg

Copyright © 2019 by Jennifer Alice Jäger

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Carolin Liepins unter Verwendung von Motiven von Shutterstock (© Triff, 4  
Girls 1 Boy, Alex Zaitsev, Lukas Gojda, Mrs. Moon, BERNATSKAYA OXANA, nasti23033, Petlia  
Roman, megastocker)

E-Book-Herstellung und Auslieferung: readbox publishing GmbH, Dortmund, [www.readbox.net](http://www.readbox.net)

E-Book ISBN 978-3-401-80823-9

Besuche uns unter:

[www.arena-verlag.de](http://www.arena-verlag.de)

[www.twitter.com/arenaverlag](https://www.twitter.com/arenaverlag)

[www.facebook.com/arenaverlagfans](https://www.facebook.com/arenaverlagfans)

*Für all jene, die nach den Sternen greifen,  
auch wenn es unmöglich scheint,  
sie zu erreichen.*

*Ich war der Wind und der Wind war ein  
Teil von mir. Ich spürte seine sanfte Berührung  
auf meiner Haut, war eins mit jeder Böe, die  
über die Dünen der ewigen Wüste hinwegfegte, und  
nahm ihn in mir auf, mit jedem Atemzug, den ich tat.  
Ich war die letzte Wolkenstürmerin meines  
Volkes. Ich beherrschte den Wind. Ich war sein  
Kind und ein Kind der Wüste. Und dies  
ist meine Geschichte.*

# Kapitel 1

*A*ls sich die ersten Sonnenstrahlen des anbrechenden Tages wie flüssiges Gold über den grenzenlos scheinenden Sand ergossen, schloss ich die Augen und genoss die Wärme auf meiner Haut.

Ich liebte es, mich ganz auf die Winde einzulassen, die Freiheit zu spüren, die sie mit sich trugen, und die Stille in mich aufzunehmen, die in der Wüste zu meinem steten Begleiter geworden war.

Ich stand auf dem Kamm der höchsten Düne, mein zerfetzter Umhang und ein paar Strähnen meines Haars flatterten im Wind und unter meinen mit Stoffen umwickelten Füßen rieselte der Sand den Hügel hinab.

Die meisten Menschen meines Volkes hassten die Wüste. Sie war unser Zuhause und unser Fluch zugleich. Das Leben in dieser Welt bestand aus Flucht, aus endlos scheinenden Wanderungen und der immerwährenden Suche nach Wasser. Wir reisten von Oase zu Oase, immer mit der Angst im Nacken, den Häschern der Skar in die Hände zu fallen – den Gebietern der Schatten.

Freie Nomadenvölker wie das meine gab es nur noch wenige. Die meisten Menschen lebten in den großen Städten. Versklavt und in den Dienst der Skar gezwungen.

Nachdem ich die Augen wieder aufgeschlagen hatte, ließ ich meinen Blick über die Ebene schweifen. Meine Leute näherten sich von Osten her. Im Glanz der Sonne waren sie auch dann kaum zu sehen, wenn sie nicht gerade in den Schatten der Dünen wanderten.

Ich griff nach meinem Wüstensegler, der wie ein treuer Gefährte neben mir lag, richtete ihn auf und stellte mich aufs Brett. Über die Jahre hatte er einiges mitgemacht, war von Schrammen und Kerben übersät und knarzte am Scharnier, wo der Mast ans Brett geschraubt war.

Er hatte schon meinem Vater treue Dienste erwiesen und führte nun mich sicher durch die Wüste. Und davor hatte er einer Zivilisation angehört, die es längst nicht mehr gab und deren Spuren sich dennoch über das ganze Land zogen.

Früher einmal gehörten seine Einzelteile zu Schiffen oder Flugzeugen, wie man sie heute nur noch aus alten Geschichten kannte. Die Zeichen, die sich quer über das Brett zogen und kaum noch zu erkennen waren, konnte niemand aus meinem Volk lesen. Ich stellte mir immer vor, es wäre sein Name. Sperber. Mein treuer Begleiter.

Der Wind gehorchte meinem Befehl, als ich ihn mit nur einem Gedanken und einer Bewegung meiner Hand rief. Er ergriff das Segel mit kräftigen Böen und trieb meinen Segler über die Dünen hinweg. Die Winde zu beherrschen, war meine Gabe. Ich spürte sie und alles, was sie berührten. Sie waren wie eine Erweiterung meiner Sinne und Glieder zugleich. Sie taten, was ich von ihnen verlangte, ohne dass ich viel darüber nachdenken musste.

Ich erreichte meine Leute kurze Zeit später. Sie hatten bereits begonnen, das Lager aufzuschlagen, bauten Zelte auf und spannten Schatten spendende Planen.

»Ashara!«, riefen die Kinder, als sie mich von Weitem sahen. Eine ganze Horde von ihnen kam zu mir gelaufen und umringte mich, kaum, dass ich von meinem Wüstensegler gestiegen war. Unwillkürlich huschte mir ein Lächeln über die Lippen. Die Stille, die ich immer dann genoss, wenn ich alleine unterwegs war, hatte hier keinen Platz. Aber das machte mir nichts aus. Nichts konnte mich glücklicher machen, als die

strahlenden Gesichter der Kinder zu sehen und zu wissen, dass es meinen Leuten gut ging. Die Angst, sie würden in meiner Abwesenheit den Häschern in die Fänge gehen, war allgegenwärtig und ließ sich nie ganz aus meinen Gedanken vertreiben.

»Hast du uns was mitgebracht?«, fragte Sarah, eines der jüngeren Mädchen.

Ich lachte und strich ihr durchs Haar. »Was hätte ich denn mitbringen sollen? Sand?«

»Du findest doch immer etwas!«, behauptete sie.

»Wie sieht es mit Wasser aus?« Kashira, meine Großmutter, hatte sich uns genähert und sah mich sorgenvoll an. Ihr ergrautes Haar peitschte in den Winden. Sie lief gebückt und mir entging nicht, dass ihre Haut von Tag zu Tag mehr dem Sand glich, der einmal ihr Grab werden würde. Die Entbehrungen der Wüste forderten von jedem ihren Tribut, doch am meisten von jenen, die sich dazu berufen fühlten, die Sorgen aller auf ihren Schultern zu tragen. Meine Großmutter gehörte zu dieser Art Mensch und ich wünschte mir, ich hätte ihr mehr von ihrer Last abnehmen können.

»Die frohe Botschaft von Wasser ist alles, was wir uns als Mitbringsel wünschen«, ergänzte sie.

»Ich weiß«, sagte ich. Mein Lächeln erstarb und ich sah in die Richtung, aus der ich gekommen war.

Als letzte Wolkenstürmerin meines Volkes, die den Wind auf ihrer Seite hatte und ihren Segler schneller als jeder Häscher über die Dünen hetzen konnte, war es meine Aufgabe, mein Volk sicher durch die Wüste und zu ertragreichen Quellen zu führen. Nur gab es immer weniger davon und immer öfter waren die übrig gebliebenen stark bewacht.

»Komm, mein Kind, ruh dich erst einmal aus«, bat Kashira und reichte mir die Hand. »Sammle deine Kräfte und bei Nacht ziehst du wieder los. Ich habe es im Gespür. Bald werden wir auf Wasser stoßen.«

Es war zu heiß geworden, um tagsüber zu wandern, doch ohne die Aussicht auf Wasser bliebe uns bald nichts anderes übrig.

»Ist es ruhig geblieben?«, fragte Kashira und führte mich zu einem Lagerplatz. Auf einer Decke machten wir es uns bequem. Ich war die ganze Nacht unterwegs gewesen und spürte die Müdigkeit, kaum, dass ich nicht mehr auf den Beinen war.

»Die einzigen Schatten waren die der Berge«, sagte ich.

Kashira lächelte und strich mir über die Finger. »Deine Eltern wären stolz auf dich, das weißt du, oder?«

»Ja«, antwortete ich, obwohl ich mir nicht so sicher war. Ich hätte längst Wasser finden müssen. Das war meine wichtigste Aufgabe und es gelang mir nicht, sie zu erfüllen.

Kashira drehte meine Handfläche nach oben, streifte meine Ärmel bis zum Ellbogen hoch und löste die Tücher, die mich vor der Sonne schützten. Dann griff sie in den Sand und ließ ihn in einer feinen Linie auf meinen Unterarm rieseln.

»Sand in deinen Adern«, sprach sie die ersten Worte des Gebetes unserer Vorfahren.

Sie hielt mir ihren Arm hin und ich ließ ebenfalls Sand auf ihre Haut rieseln.

»Wasser in deinen Gedanken«, fügte ich hinzu.

Plötzlich traf mich etwas von der Seite. Ich schrie erschrocken auf und landete im Sand. Mein kleiner Bruder hatte sich so stürmisch auf mich gestürzt, dass wir beide von der Decke geflogen waren. Er klammerte sich an mich wie ein Ertrinkender an einen Baum im Treibsand.

»Ich habe dich so vermisst, Ashara!«, sagte er und drückte mich noch fester.

»Ich war doch nur zwei Nächte weg«, lachte ich und schob ihn von mir.

»Zwei Nächte ist mindestens eine zu viel!«, sagte Danyal. Er rappelte sich auf und schüttelte sich den Sand aus den Ärmeln.

Er war zwölf Jahre alt. Fünf Jahre jünger als ich und doch fühlte ich mich mehr wie seine Mutter als seine ältere Schwester.

Kashira räusperte sich und sah meinen Bruder vorwurfsvoll an.

»Tut mir leid«, sagte Danyal und verbeugte sich so tief vor unserer Großmutter, dass seine Stirn den Sand berührte.

»Die Wüste wird mich richten«, erklärte er feierlich.

»Schon gut«, sagte Kashira schmunzelnd und forderte ihn auf, sich wieder hinzusetzen. »Wir freuen uns alle, dass Ashara zurück ist, und zwei Nächte ist wirklich eine zu viel.«

»Wenn ich kein Wasser finde, werden es bald mehr als nur zwei Nächte sein«, meinte ich mit rauher Stimme.

Ich sah zu den Netzen, die aufgestellt worden waren. Sie fingen den Wind auf, Wasserperlen blieben daran haften und sammelten sich in Kanistern darunter. Ohne eine Oase in Aussicht war das die einzige Methode, die uns noch blieb, um an das überlebenswichtige Wasser zu gelangen. Was wir dadurch gewannen, reichte jedoch kaum, um den Durst der Jäger zu stillen, die Tag für Tag auszogen, Schlangen und Riesenspinnen zu erlegen.

Ich war wütend auf mich und mein Versagen. Man verließ sich auf mein Können als Wolkenstürmerin, doch die Lücke, die meine Eltern hinterlassen hatten, konnte ich nicht ganz ausfüllen. Sosehr ich es auch versuchte.

Kashira schwieg.

Sie wusste, dass ich recht hatte. Wir waren in unserem Versuch, die Skar zu meiden, so tief in die Wüste vorgedrungen, dass nicht einmal mehr Wanderfalken unseren Weg kreuzten. Die Berge erhoben sich bereits wie bedrohliche Schatten am Horizont und die Angst, uns würde

bald nichts anderes bleiben, als dort unser Glück zu versuchen, wuchs mit jedem Tag.

»Ich habe was für dich!«, stieß Danyal freudig aus und strahlte dabei bis über beide Ohren. Er durchsuchte seine Taschen und zog schließlich ein Lederband hervor, an dem ein silbriger Anhänger baumelte.

Ich hielt meine Hand darunter.

»Woher hast du das?«, fragte ich. Es war eines jener Fundstücke, über die ich draußen in der Wüste immer wieder stolperte. Überbleibsel einer Welt, von der es nur noch Legenden und Mythen gab.

»Ich habe es selbst zusammengebaut«, erklärte Danyal mit nicht wenig Stolz in der Stimme.

Ich nahm das kleine Schmuckstück in die Hand und betrachtete es genauer. Es bestand aus Schrauben und kleinen Metallblättchen. Abgeschliffene Kanten zeugten davon, dass die Einzelteile einst zu einer größeren Konstruktion gehört hatten.

Ob die Menschen, die früher diese Welt beherrscht und zu so viel filigraneren Metallarbeiten fähig gewesen waren als wir, diese Teile ebenfalls für ein Schmuckstück verwandt hatten? Oder gehörte das, was wir als schönen Tand betrachteten, einst zu großen Maschinen? Vielleicht Maschinen, die Wasser förderten, so wie sie nur die Skar besaßen?

»Aber wo hast du es her?«, hakte ich nach.

»Freust du dich denn nicht?«, fragte Danyal trübsinnig.

»Natürlich freue ich mich«, versicherte ich. Ich legte die Kette um meinen Hals und ein Lächeln auf meine Lippen. Die Ängste, die meine Gedanken beherrschten, mussten nicht auch noch Danyal belasten.

»Er hat die Teile von zwei Wanderern«, erklärte Kashira. »Wir sind ihnen gestern begegnet.«

Ich riss die Augen auf.

»Warum erfahre ich erst jetzt davon?«, stieß ich aus und sprang auf. Flüchtig sah ich zu Danyal, der meine Reaktion nicht zu verstehen schien.

»Beruhige dich«, bat meine Großmutter und forderte mich auf, wieder Platz zu nehmen. Doch ich konnte mich nicht beruhigen und erst recht nicht herumsitzen. Fremde Menschen, mitten in der Wüste? Und dazu auch noch nur zu zweit? Wenn das keine Spione der Skar waren, dann verlor ich meinen Glauben an die Vernunft.

»Wie könnte ich?«, fragte ich aufgebracht. »Wir müssen sofort aufbrechen! Hier ist es zu gefährlich.«

»Danyal, lässt du uns für einen Moment alleine?«, bat Kashira.

Mein Bruder nickte, sprang auf und lief zu den anderen Jungs in seinem Alter. Ich sah ihm nach. Ihm galt meine größte Sorge. Seit unsere Eltern vor fünf Jahren den Häschern der Skar ins Netz gegangen waren, lag es an mir, ihn zu beschützen.

»Sie waren Sänger der Schatten«, erklärte Kashira.

»Und ihr habt euch ihnen gezeigt?«, fragte ich fassungslos.

»Setz dich«, forderte sie mich auf.

Ich gehorchte. Allerdings nur widerwillig. Meine Hände ballten sich zu Fäusten, schlossen Sand darin ein und ich presste ihn fest zusammen.

»Sänger sagst du also«, murrte ich, ohne meinen Blick zu heben.

Die Sänger der Schatten beteten die Skar an. Sie waren ihre treuesten Diener und verblendet, in jeder Hinsicht. Ausgerechnet die zu verehren, die Tod und Verderben über uns alle brachten, die Elementwandler wie mich jagten und töteten, war abartig. Ihnen Lieder zu singen, sie als Helden, gar Götter in den Himmel zu loben, war dumm und widerwärtig.

»Sie waren auf Pilgerreise. Von Ashurana, der hohen Stadt im Norden, nach Salehan, der schwarzen Feste im Westen«, erklärte Kashira. »Sie kreuzten rein zufällig unseren Weg und wir konnten sie

nicht abweisen. Sie hatten diese kleinen Fundstücke bei sich, aus denen die Kinder Ketten gebastelt haben.« Sie deutete auf meinen Anhänger.

»Und was hält sie davon ab, uns an die Skar zu verraten, kaum, dass sie deren Feste erreicht haben? Gut möglich, dass ihre Häscher jetzt schon nach uns suchen.«

»Es werden keine Häscher kommen«, widersprach Kashira.

»Und was macht dich da so sicher?«, fragte ich.

»Nachdem sie gegangen waren, haben wir sie getötet«, sagte sie unterkühlt und doch mit tiefer Sorge in den Augen. »Sie waren selbst noch Kinder. Verblendete Jünger unserer Peiniger. Sie hätten ein langes und glückliches Leben verdient, aber wir konnten kein Risiko eingehen. Kaum, dass sie über den nächsten Hügel verschwunden waren, setzten die Jäger ihnen nach. Die Wüste wird uns dafür richten.«

Ich sah zu meinem Bruder und den anderen Kindern. Eigentlich hätte ich den Tod dieser Menschen bedauern müssen, doch alles, was ich fühlte, war Erleichterung.

»Sie wissen nichts davon?«, fragte ich.

»Und sie sollen es auch nicht erfahren. Sie sind unschuldig und sollten sich ihre Unbekümmertheit so lange wie möglich bewahren dürfen. Es genügt schon, dass du so früh erwachsen werden musstest, mein Kind.«

Es kostete viel Kraft, mich von dem Anblick der spielenden Kinder zu lösen und wieder meiner Großmutter zuzuwenden.

»Du bist die letzte Wolkenstürmerin. Die Letzte unseres Volkes, die noch den Wind beherrscht. Wir sind auf dich angewiesen, aber wenn ich könnte, würde ich dir verbieten, alleine in die Wüste zu ziehen, dich all den Gefahren auszusetzen und die Verantwortung zu tragen, die vor wenigen Generationen noch auf den Schultern vieler gelastet hat.«

»Es macht mir nichts aus«, schwor ich. »Ich liebe die Wüste. Du glaubst es mir vielleicht nicht, aber so ist es. Und ich liebe auch die

Stille und den Wind in meinen Haaren, wenn ich über die Dünen hinwegsegle. Ich würde mir kein anderes Leben wünschen.«

Jemand kam und reichte meiner Großmutter einen Schlauch Wasser. Ich sah zu dem Mädchen auf und schenkte ihr ein Lächeln. Yavara strich sich ihr dunkel gelocktes Haar hinters Ohr und lächelte zurück. Kaum zu glauben, dass wir vor wenigen Jahren noch ebenso unbekümmert gespielt und getobt hatten, wie es heute mein Bruder und die anderen Kinder miteinander taten. Es kam mir vor wie ein anderes Leben. Damals, als meine Eltern noch die Wolkenstürmer meiner Sippen gewesen waren und Yavara und ich beste Freundinnen, deren größte Sorge es war, dass wir beide für denselben Jungen schwärmten.

Freundinnen waren wir noch immer, doch uns trennten Welten. Ich war zu selten bei meinem Volk, zu sehr ein Kind der Wüste und sie zu sehr ihr Sklave.

Hinter Yavara trat ein junger Mann, flüsterte ihr etwas ins Ohr und ihr Lächeln wurde breiter. Sie nickte, zwinkerte mir zu und zog sich wortlos zurück.

Er sah dabei zu, wie auch ich einen kleinen Schluck des bitter schmeckenden Wassers zu mir nahm, und wartete geduldig, bis meine Großmutter wieder das Wort ergriff.

Kashira räusperte sich. »Dann will ich euch beide mal nicht weiter stören«, sagte sie schmunzelnd und erhob sich.

»Oh nein, das ist nicht nötig!«, beteuerte ich, doch sie funkelte mich nur vielsagend an und ließ mich ebenso wie Yavara mit Tuan allein.

Tuan setzte sich an ihrer statt mir gegenüber.

»Ich habe dich vermisst«, sagte er und verschlang mich geradezu mit seinen giftgrünen Augen.

Er war der beste Jäger unserer Sippe, zwei Jahre älter als ich, einen Kopf größer, mit breiten Schultern und schmalen Hüften. Seine makellose Haut strahlte kupferfarben, sein Haar war dicht, dunkel und

lang, seine Hände groß und so stark, dass ich mich wehrlos fühlte, wenn sie mich packten.

Doch es gelang mir nicht, ihn direkt anzusehen. Ich befürchtete, er würde mir vom Gesicht ablesen, dass ich nicht so empfand wie er. Ich mochte ihn und wusste, dass mich alle Frauen meiner Sippe um die Zuneigung beneideten, die er mir entgegenbrachte. Aber wenn ich in der Wüste war, sehnte ich mich nicht nach ihm.

»Es waren nur zwei Tage«, sagte ich zum wiederholten Male.

Das waren nicht die Worte, die er sich als Antwort erhofft hatte. Er sah sich um, dann ergriff er meine Hand und zog mich auf die Beine.

»Komm mit«, forderte er mich auf und wartete nicht auf meine Zustimmung.

Wir liefen durch die Reihen der Zelte und mir war klar, dass uns alle beobachteten. Hinter einer Plane, wo wir alleine und von den Blicken der anderen abgeschirmt waren, zog er mich an sich heran. Er strich mir über die Wangen und legte seine Stirn an die meine.

Ich schloss für einen Moment die Augen und versuchte, von all den schwermütigen Gedanken abzulassen, die Tag und Nacht auf mir lasteten. Ich wollte einfach nur genießen, dass er mich hielt und ich mich fallen lassen konnte. Doch ganz gelang mir das nicht.

Tuan schob mich sanft von sich. Sein Blick ruhte auf mir, als hätten wir uns so lange nicht mehr gesehen, dass er vergessen hatte, wie ich aussah. Er vergrub seine Hände in meinem Haar und küsste mich erst zärtlich, dann wild und immer stürmischer.

Mein Herz pochte hektisch. Ich verwarf alle Zweifel, lehnte meinen Körper gegen seinen, strich mit den Fingern über seine gestählten Muskeln und schloss sie fest um den Stoff seiner Tunika. Seine Hände wanderten über meine Seiten bis zu meinen Hüften und er drängte mich gegen eine Zeltplane. Doch etwas in mir rebellierte gegen seine Nähe und ich stieß ihn unwillkürlich von mir.

»Das genügt«, sagte ich und versuchte, meinen Atem zu beruhigen. Ich hatte wirklich versucht, mich auf ihn einzulassen, aber mein Herz war längst nicht so leicht zu kontrollieren, wie ich die Winde beherrschen konnte.

Er packte meine Hände, die ich auf seine Brust gelegt hatte, um ihn von mir fernzuhalten.

»Mir genügt es aber nicht«, sagte er und küsste mir die Finger, die Knöchel und die Arme.

»Wenn uns jemand sieht«, sagte ich, obwohl mir klar war, dass ihn diese Ausrede nicht überzeugen konnte.

»Dann sehen sie nur, was sie alle schon wissen und auch erwarten. Du weißt, dass unsere Verbindung von der Gemeinschaft gesegnet werden würde. Du bist alt genug, um meine Frau zu werden. Es gibt keinen Grund zu warten und glaube mir, wenn ich dich ansehe, verlangt alles in mir nach dir. Lange werde ich nicht mehr warten können.« Er schmunzelte verstohlen. »Ich bin ein Jäger. Ich bin es gewohnt, mir zu holen, wonach es mir verlangt.«

Ich lachte. »Aber ich bin kein wildes Tier, das du jagen und erlegen kannst«, erinnerte ich ihn.

Auch wenn das nur ein Scherz von ihm gewesen war, so wusste ich, dass da etwas Wahres in seinen Worten lag. Das Letzte, was ich wollte, war, seine Beute zu sein. Ich wollte nicht erobert werden, aber ich konnte auch nicht leugnen, dass es sich gut anfühlte, solche Sehnsüchte in jemandem zu wecken. In ihm, der gut aussah, mutig und stark war. Und genau deswegen hatte ich das Gefühl, ihn nur auszunutzen und zu betrügen, wenn ich so tat, als würde ich mehr für ihn empfinden als den Wunsch nach Nähe und das Gefühl, meine Pflicht zu erfüllen, wenn ich einer Verbindung mit ihm zustimmte.

»Was ist nun?«, drängte er. »Am Abend schon wirst du wieder aufbrechen. Wir könnten es noch heute verkünden und eine Verbindung

eingehen, die sich hier alle wünschen.«

Ich öffnete den Mund, wusste aber nicht, was ich darauf sagen sollte.

»Ich bin müde«, entgegnete ich schließlich.

»Du bist immer müde«, meinte er enttäuscht und fast vorwurfsvoll.

»Es tut mir leid«, entschuldigte ich mich und wollte gehen, doch Tuan packte meine Hand und hielt mich auf.

»Du weißt, dass es das Beste für uns alle wäre«, sagte er. »Unter meinen Vorfahren gibt es mehr Wandler als unter denen deiner Mutter und deines Vaters zusammen. Unsere Kinder könnten Wolkenstürmer werden, vielleicht sogar Regenbringer.«

»Die Regenbringer sind schon lange ausgestorben«, sagte ich, ohne mich zu ihm umzudrehen.

»Ashara, sei vernünftig. Lass nicht noch mehr Zeit verstreichen.«

Ich riss mich von ihm los. Mir war klar, dass sich jeder aus meinem Volk diese Verbindung wünschte und Tuans Bemühungen um mich begrüßte. Doch es fühlte sich falsch an, mich nur der Vernunft wegen für den Rest meines Lebens an ihn zu binden. Ich versuchte, mir einzureden, dass ich nur deswegen nicht mehr für ihn empfinden konnte, weil ich mich dazu zwingen wollte. Es wäre alles so einfach, wenn es daran läge. Und nicht an dem, was die Wüste aus mir gemacht hatte.

»Nicht heute«, sagte ich und ich sagte es nicht zum ersten und auch sicher nicht zum letzten Mal.

Tuan schwieg und so ließ ich ihn stehen.

Auf dem Weg zu meinem Zelt schweifte mein Blick über das Lager und blieb an Yavara hängen. Sie hatte Abstand gehalten und kam zu mir gelaufen, als sie sah, dass Tuan nicht mehr bei mir war.

»Du kannst ihn nicht ewig hinhalten«, fiel sie gleich über mich her. Ihr Tonfall war hart, aber nicht verurteilend.

»Hast du uns etwa belauscht?«, fragte ich und beschleunigte meinen Schritt. Yavara folgte mir.

»Das ist gar nicht nötig. Jeder weiß, worüber ihr gesprochen habt, und dir sieht man an, wie deine Antwort ausgefallen ist. Es ist doch nicht wegen mir, oder?«, fragte sie. »Ich schwärme schon lange nicht mehr für Tuan. Das waren kindische Albernheiten. Ich bin nicht eifersüchtig auf euch. Glaube mir!«

»Das ist es nicht«, versicherte ich.

Wie gerne hätte ich ihr mein Herz ausgeschüttet. Aber sie würde mich für verrückt erklären, wenn ich ihr gesagt hätte, dass ich glaubte, nicht lieben zu können. Und genau das war es doch auch. Verrückt. Aber wieso sonst empfand ich nichts für ihn? Vor dem Tod meiner Eltern, bevor ich dazu berufen worden war, mein Volk zu führen, hatte ich für Tuan geschwärmt. Ich hatte mir seine Nähe und seine Berührungen so sehr ersehnt, dass es beinahe wehtat.

»Was ist es dann?«, drängte Yavara.

Wir hatten das Zelt meiner Familie erreicht und blieben davor stehen.

»Ich weiß nicht«, behauptete ich, weil ich nicht wollte, dass man glaubte, die Wüste hätte mein Herz zu Stein werden lassen. Meine Leute sollten sich nicht um mich sorgen und sich schuldig fühlen. Also behielt ich es für mich. »Ich brauche einfach noch etwas mehr Zeit.«

Yavara sah mir an, dass da noch mehr war. Ich konnte es in ihren Augen erkennen. Diese Mischung aus Mitgefühl und Bedauern. Ein Bedauern darüber, dass wir nicht mehr die naiven Mädchen von früher waren und die Zeit uns zwischen den Fingern hindurchrann wie der Sand der ewigen Wüste.

Ich schenkte ihr ein aufbauendes Lächeln und strich über ihren Oberarm.

»Ein andermal«, versprach ich und ich meinte es auch so. Wenn ich erst einmal Wasser gefunden hatte, würden wir uns die Zeit nehmen.

Wir würden wie früher auf dem Kamm einer Düne sitzen, die Sterne über unseren Köpfen zählen und die ganze Nacht hindurch reden und uns und dem Mond all unsere Geheimnisse anvertrauen. Dass solche Momente selten geworden waren, machte sie am Ende nur umso kostbarer und ich sehnte mich danach, sie wieder erleben zu dürfen.

Yavara nickte. »Und jetzt schlaf«, forderte sie mich auf. »Träum von Tuan und besseren Zeiten.«

»Das werde ich«, versprach ich und kroch ins Innere meines Zeltes.

Auf meinen Lippen lag noch immer Tuans Geschmack, und wo er mich gepackt und gehalten hatte, spürte ich seine stürmischen Berührungen. Ich konnte nicht leugnen, dass Tuan die Einsamkeit aus meinem Geist vertrieb. Dazu hatte er schon immer ein Talent gehabt. Wenn er mich hielt, konnte ich nicht mehr fallen, fühlte mich sicher, aber auch gefangen. Seine Nähe nahm mir meine Freiheit, meine Flügel und den Wind aus meinen Segeln.

Irgendwann würde ich lernen, wie man liebt, wie ich die Verantwortung, die ich trug, mit meinem eigenen Glück in Einklang bringen konnte. Doch selbst wenn nicht, würde ich zu Tuans Antrag Ja sagen. Weil es nicht anders ging, weil es meine Pflicht war und weil niemand ewig fliegen kann, ohne irgendwann irgendwo zu landen. Aber eben nicht heute.

Ich schrak hoch, als Schreie zu hören waren. Noch halb im Schlaf dachte ich dabei an die Kinder, die laut spielten.

Es dauerte eine viel zu lange Zeit, bis ich realisierte, dass es keine spielenden Kinder waren, die mich geweckt hatten. Um mich herum herrschte blanke Panik und sofort schlug mir mein Herz bis zum Halse.

Ich zog den Dolch unter meinem Lager hervor und trat ins Freie. Jemand stolperte in mich hinein, gerade als ich vor mein Zelt getreten war, und wir landeten im Sand.

Es war Yavara, die so von Angst beherrscht war, dass sie mich gar nicht beachtete – wahrscheinlich nicht einmal erkannte. Ich wollte sie an den Armen packen, doch da rasselte sie sich schon wieder auf und rannte weiter.

»Yavara!«, rief ich ihr nach. Kaum, dass sie an mir vorbeigelaufen war, traf sie etwas an den Knöcheln und sie stürzte der Länge nach zu Boden. Ein Wurfseil hatte sich um ihre Beine gewickelt und ein Mann in Schwarz sprang über mich hinweg, packte Yavara an den Fesseln und zerrte sie wieder auf mich zu.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich zu dem Mann auf. Sein Gesicht war von einer bizarren Stoffmaske verborgen, die nur seine Stirn und einen schmalen Streif über seinem Nasenrücken freiließ. Wie er etwas sehen konnte, war mir unbegreiflich. Von Kopf bis Fuß war er in schwarze Tücher gehüllt und das Wenige, was man von seiner Haut sah, war kränklich bleich. Auf seine Stirn war ein Zeichen gemalt, das jeder aus meinem Volk kannte. Ein Kreis, durch den sich zwei Linien zogen. Er war ein Häscher. Ein Diener der Skar.

Sie hatten uns gefunden.

Ich rasselte mich auf. Der Häscher ließ von Yavara ab, als er mich bemerkte. Ich warf ihr einen Blick zu und meine Augen forderten sie auf zu fliehen. Sie zögerte keinen Moment, sich das Wurfseil von den Beinen zu knoten.

Man konnte sehen, wie sich der Stoff um die Nase des Häschers bewegte, als er meine Witterung aufnahm. Er stellte sich breitbeinig hin, hob seine gespreizte Hand in meine Richtung und mit einem Mal gab der Boden unter meinen Füßen nach.

Ich schrie, als ich knietief im Sand versank. Panisch griff ich um mich, versuchte, mich aus dem Loch zu befreien, doch ich saß fest.

Der Häscher näherte sich mit großen Schritten. Ich konnte ihn unter seiner Maske atmen hören. Tiefe, gierige Atemzüge. Er hob erneut die

Hand. Schon bei seinem ersten Trick war mir klar gewesen, dass er ein Wüstenteiler war. Er beherrschte den Sand, so wie ich den Wind beherrschte. Dass wir beide Elementwandler waren, hatte er sofort bemerkt. Wir erkannten uns untereinander instinktiv, auch wenn ich nicht sagen konnte, woran das lag und wieso es den Häschern leichterfiel, einen Wandler auszumachen, als jenen unter uns, die noch einen freien Willen besaßen.

Nun war ich in sein Visier geraten, doch so leicht würde er mich nicht besiegen.

Ich atmete tief ein, spürte die Luft in meinen Lungen, den Wind um mich und wirbelte im Kreis. Die Böen peitschten um mich herum, schlossen sich meiner Bewegung an, hoben mich aus meiner Falle und ich landete mit den Füßen links und rechts von dem Erdloch des Häschers.

Yavara hatte sich derweil befreien können. Sie stand auf und zögerte davonzulaufen.

»Flieh!«, schrie ich und schloss die Finger fester um meinen Dolch. Der Häscher machte Anstalten, sich Yavara zuzuwenden, doch ich war die lohnenswertere Beute, sodass er sie ziehen ließ. Ich wollte mich gerade auf ihn stürzen, da packte mich jemand am Handgelenk und zog mich mit sich.

»Nimm deinen Wüstensegler und verschwinde von hier!«, verlangte Tuan. Er zog mich aus dem Lager, vorbei an den Häschern, die ihre Beute jagten, weg von jenem, der es auf mich abgesehen hatte, und wir hängten ihn zwischen den Zelten ab.

»Es tut mir leid«, sagte er, kaum dass wir das Lager verlassen hatten, und schrie die nächsten Worte so laut, dass auch sicher jeder der Häscher sie hören musste. »FLIEH, WOLKENSTÜRMER!«

Ich sah ihn voller Entsetzen an. Ich musste unter Schock gestanden haben oder noch nicht wirklich wach gewesen sein, denn ich schluckte

nur schwer, statt mich von ihm loszureißen und nach einer Erklärung zu verlangen.

»Du bist schneller als sie«, sagte er gehetzt. »Sie werden dir alle nachsetzen und wir können fliehen. Beeil dich!«

Ich nickte und griff nach meinem Wüstensegler. Ein letzter Blick zum Lager verriet mir, dass die Häscher tatsächlich von den Leuten abließen. Vier schwarze Gestalten waren es. Vier Männer, die vierzig unschuldige Menschen wie Tiere jagten und fesselten. Die Speere der Jäger konnten ihnen kaum etwas anhaben, weil sie Wandler und ausgebildete Mörder waren und keine Skorpione oder Schlangen. Wie Schatten huschten sie durch die Dämmerung, geradewegs auf mich zu.

»Viel Glück«, wünschte Tuan mir knapp.

»Bring alle in Sicherheit«, forderte ich ihn auf, steckte den Dolch weg und trat auf das Brett.

Der Wind strömte mit einem tiefen Atemzug durch meinen Körper. Ich ließ die Böen das Segel aufspannen und beugte die Knie, als mein Wüstensegler Fahrt aufnahm und lautlos in die vom nächtlichen Himmel blau gefärbte Wüste stürmte.

## Kapitel 2

**D**ie Häscher hetzten mir auf ihren eigenen Seglern nach. Um mir folgen zu können, mussten sie den Wind kreuzen, was sie viel zu viel Zeit kostete.

Tuan hatte recht behalten. Ich war zu schnell für sie und mein Volk konnte fliehen, während ich die Angreifer ablenkte. Einen Wandler zu fassen, war ihnen mehr wert als vierzig Sklaven – mehr, als ihnen hundert Sklaven wert gewesen wären.

Vor mir zeichneten sich die Berge ab. Ich hoffte, meine Verfolger abschütteln zu können, bevor ich sie erreichte. Alles, was mich dort erwartete, war der Tod. Doch der war mir immer noch lieber, als den Skar in die Hände zu fallen.

Ich ging noch tiefer in die Knie, meine Hände schlossen sich fest um den Griff an meinem Segel und der Wind nahm zu.

Ein Blick zurück verriet mir, dass die Häscher nicht lockerließen. Sie waren schneller, als sie es hätten sein sollen. Wahrscheinlich weil sie ihr Element ebenso gut beherrschten wie ich das meine. Während mein Segel vom Wind gebläht wurde, bewegten sie den Sand unter ihren Brettern.

Gerade als ich mich wieder nach vorne wenden wollte, traf mich ein Schlag von unten. Mein Segler hob vom Boden ab. Ich versuchte, ihn noch umzureißen, verlor aber den Halt, stürzte und schlitterte über den Kamm der Düne.

Ich rappelte mich hastig wieder auf. Mein Segler lag wenige Meter von mir entfernt, sein Mast ragte auf unnatürliche Weise seitwärts von ihm ab. Wenn er gebrochen war, würde meine Flucht ein jähes Ende nehmen.

Meine Verfolger kamen näher und mit ihnen eine weitere Bodenwelle, die den Sand erzittern ließ.

Ich wich zur Seite aus, nahm mir den Wind zu Hilfe, um weiter und höher springen zu können und so der Furche zu entkommen, die sich mit rasender Geschwindigkeit auf mich zubewegte.

Nahe meinem Segler landete ich wieder im Sand, fing mich mit der Hand ab und sah auf. Einer meiner Verfolger hatte innegehalten und hob die Arme. Ich konnte den Sand unter meinen Fingern vibrieren fühlen.

Schnell packte ich das Segel, doch es ließ sich nicht aufrichten. Das Scharnier hatte sich verbogen und klemmte.

Panik stieg in mir auf. Die ganze Düne erzitterte bereits. Ich riss verzweifelt am Segel, doch ohne Erfolg.

Unter mir war ein Rumoren zu hören wie das Unheil verkündende Knurren eines Ungetüms. Ein Schatten legte sich über mich und alles in mir drängte darauf davonzulaufen, auch ohne zu wissen, was sich vor mir aus dem Sand erhob.

Ich sah auf und mein Herz blieb stehen. Es war der Sand selbst. Als wäre die Düne ein riesiges Monstrum, das seinen Arm nach mir reckte, hob sich ein Ansturm von gebündeltem Sand, beugte sich über mich und schoss mit einem Mal auf mich und meinen Segler zu.

Schützend hob ich die Arme und mit der Bewegung fegte der Wind über den Kamm hinweg, riss den gebündelten Sand in Fetzen und schleuderte mich und meinen Segler vom Hügel.

Ich rollte ungebremst die Düne hinab, während die Überreste des vom Häscher heraufbeschworenen Sandungeheuers mit lautem Getöse in den

Boden schlugen, sich mit dem peitschenden Wind vermengten und einen Sturm heraufbeschworen, der mir die Sicht nahm und das Atmen unmöglich machte.

Kaum dass ich die Gewalt über meinen Körper zurückgewonnen hatte, rappelte ich mich wieder auf, legte mir mein Halstuch über Mund und Nase und griff nach meinem Segler.

Mein treuer Gefährte fielte wie ein verletzter Vogel, als sich das stark verbogene Scharnier des Masts bewegte. Aber noch saß das Segel am Brett, noch war es nicht gebrochen und es bestand Hoffnung, entkommen zu können.

Ich sprang auf das Brett, stieß meinen Arm nach vorne und ließ mit ihm eine Windböe durch den aufgewirbelten Sand fegen. Eine Höhle entstand im Sandsturm, durch die mich der Wind zielsicher führte.

Hinter mir schloss sich der Nebel aus wirbelndem Sand wieder und nahm meinen Verfolgern die Sicht.

So hoffte ich zumindest, doch eigentlich wusste ich es besser. Sie konnten gar nicht sehen. Nur hören, riechen und spüren. Letzteres war das Entscheidende. Solange ich mich über den Boden bewegte, wussten sie genau, wo ich war. Kein Sandsturm dieser Welt konnte mich vor jenen schützen, die Macht über das Element Erde hatten.

Ich zog mir das Tuch vom Mund, als der Sand sich gelegt hatte. Die Berge waren bereits nah. Zu nah, um jetzt noch umzukehren. Auch wenn ich die Häscher nicht mehr sehen konnte, wusste ich, dass sie mir noch auf den Fersen waren. Wie groß musste der Abstand zwischen ihnen und mir werden, damit sie meine Bewegungen auf dem Sand nicht mehr von denen der Schlangen, Spinnen und Wüstenfüchse unterscheiden konnten?

Wenn ich die Augen schloss und mit dem Wind eins wurde, spürte ich jeden Vogel im Umkreis von Dutzenden Meilen. Die Verwirbelungen, die ihre Flügel in der Luft verursachten, waren wie sanfte Berührungen

auf meiner Haut. Ich spürte die Böen, die über die Dünen hinwegfegten, spürte, wie sie den Sand streichelten und an den vier Gestalten zerschellten, die nicht müde wurden, mir zu folgen.

Wenn die Häscher auch nur halb so gut waren wie ich, würde ich tief in die Berge vordringen müssen, um ihnen zu entkommen.

Erstes Steppengras zeugte davon, dass die tiefe Wüste hinter mir lag. Hier gab es Leben, Tiere, Nahrung und sicher auch Wasser. Nur hatte mein Volk die Berge nicht grundlos gemieden. Sie standen unter der Regentschaft einer Macht, die mindestens genauso gefährlich war wie die Skar, aber nur wenig bekannt.

Mein Segler kratzte über harten Fels. Ich blähte sein Segel noch einmal auf und verlagerte mein Gewicht, doch bald schon gäbe es keinen Sand mehr unter meinem Brett und somit auch nichts mehr, über das er sanft gleiten konnte. Ich würde ihn zurücklassen und mich zu Fuß und nur mit einem Dolch bewaffnet den Gefahren stellen müssen, die in den Bergen auf mich lauerten.

Vielleicht gab es ein Versteck. Eine Höhle, die mir Schutz vor meinen Verfolgern bot, bis die Häscher aufgeben und ihre Suche abbrechen würden. Darauf musste ich hoffen.

Wieder schrammte mein Segler über festen Grund und diesmal sprang ich ab.

»Schon gut«, flüsterte ich ihm zu und legte das Segel aufs Brett. Das Scharnier quietschte dabei wieder so herzergreifend wie der Ruf eines sterbenden Falken.

Ich strich über die abgeblätterte Schrift und die vielen Narben, die von unseren gemeinsamen Abenteuern zeugten. Ob es ein Abschied auf Zeit oder für immer war, wusste ich nicht.

Ich atmete tief durch, erhob mich und ließ mit einer ausholenden Geste den Wind über den Boden fegen. Er wirbelte Sand auf und

vergrub meinen Wüstensegler darunter. Meinen Sperber, meinen treuen Gefährten. Dann wandte ich mich dem Gebirge zu und lief los.

Bald schon erhoben sich zu beiden Seiten steile Bergkämme, es wurde düster und grau um mich herum. Ich war die goldene Weite gewohnt, einen Boden unter den Füßen, der bei jedem meiner Schritte sanft nachgab. Die Berge waren rau und ungezähmt. Der Wind formte sie kaum. Nicht so, wie er die Wüste formte und immer neu erfand.

Schon nach kurzer Zeit schmerzten meine Füße und ich zitterte, als die hohen Felsen auch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vor mir abschirmten. Erste Sterne glitzerten am wolkenlosen Himmel.

Die Wüste konnte nachts kalt werden, doch mit den Bergen war das nicht zu vergleichen. Hier schloss sich die Kälte fest um mich, nahm mir die Luft zum Atmen und kroch mir tief in die Glieder.

Ich wirbelte herum, als ich hinter mir Steine rieseln hörte, konnte aber nichts sehen. Meine Hand schloss sich fester um den Griff meines Dolches.

Ich musste eine Höhle finden. Ein Versteck für die Nacht. Doch wo sollte ich suchen? Wahrscheinlich musste ich dafür auf die steilen Klippen steigen, die sich zu beiden Seiten von mir erhoben, und dafür den Dolch wegstecken, von dem ich mich um nichts in der Welt trennen wollte.

Wieder war ein Geräusch zu hören und wieder war nichts zu sehen. Die Anspannung hatte mich fest im Griff und ich fragte mich, ob die Geschichten, die man sich über die Berge erzählte, wirklich wahr sein konnten.

Vielleicht waren es lediglich Mythen, die ihren Ursprung in den Ängsten hatten, die einen jeden, der nur die Wüste kannte, in so einer fremden Umgebung beherrschen würden.

Gab es ihn wirklich, den Prinzen der Wüste? Den einen Mann, der sich gegen die Skar behauptete und niemanden am Leben ließ, der sich

seinem Reich in den Bergen näherte? Ich glaubte nicht, dass sich jemand erfolgreich gegen die Gebieter der Schatten auflehnen konnte, sehr wohl aber daran, dass Geschichten ihr Eigenleben entwickelten und schnell zu Legenden wurden.

Ein Vogel stieß einen schrillen Schrei aus. Ich blickte auf und konnte seine Silhouette sehen, wie sie über den schwarzblauen Himmel zog, den vollen Mond kreuzte und schließlich auf dem Ast eines kahlen Baumes landete.

Der Wanderfalke breitete seine Schwingen aus und zu meinem Schrecken bewegte sich der Ast unter seinen Pranken. Es war kein Baum, den ich dort oben auf den Felsen sah. Der Falke war auf dem Arm eines Mannes gelandet.

Plötzlich stürzte sich eine dunkle Gestalt auf mich. Ich hatte keine Zeit, auch nur zu schreien. Schon schlug ich hart auf dem rauen Steinboden auf. Die Luft wurde aus meinen Lungen gedrängt und meine Hände wurden gepackt. Über mir hörte ich die tiefen, gierigen Atemzüge eines Häschers. Er nahm meinen Geruch in sich auf und es war mir zuwider, dass er mich auch nur riechen konnte, und erst recht, dass er seinen Körper auf den meinen presste.

Wenn es etwas Schlimmeres gab, als verblendet und gutgläubig die Skar zu besingen und anzubeten, dann war es, ihnen als Häscher zu dienen und seinesgleichen zu jagen und zu töten.

Die Wut, die in mir aufkam, schenkte mir neue Kraft. Ich riss meinen Arm aus dem klammen, knöchigen Griff des Häschers, schrie auf und zog ihm den Dolch quer übers Gesicht.

Er schrie nicht, gab nur ein wehleidiges Röcheln von sich, bäumte sich auf und schlug sich die Hände vor seine zerfetzte Maske.

Ich starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Was ich sah, als die zerschnittenen Stoffreste von seinem blutigen Gesicht fielen, ließ mich erschauern.